

Es geht nicht um Mord

Kriminalromane von *Louise Penny* und *James M. Cain*

Von Marcus Müntefering

1

VAL MCDERMID, die Grande Dame des schottischen Krimis, überraschte unlängst bei einer Rede ihre Zuhörer mit einer steilen These: »Bei Kriminalliteratur geht es eigentlich gar nicht um den Mord.« Vielmehr würden die Leser nach Büchern suchen, die ihnen zeigen, wie die Welt, in der wir leben, funktioniert – oder gerade nicht. Natürlich weiß auch McDermid, dass diese Krimis (und entsprechende Leser) eher die Ausnahme und schwer zu finden sind.

Der neu gegründete Kampa Verlag hat mit Louise Penny so eine Entdeckung gemacht. Wiederentdeckung müsste man eigentlich sagen, denn *Hinter den drei Kiefern* ist der 13. Roman der in Nordamerika extrem erfolgreichen Kanadierin, von denen allerdings die letzten acht nicht ins Deutsche übersetzt wurden.

Pennys Geschichten spielen meist in einer pittoresken Kleinstadt, deren Personal aus liebenswerten und schrulligen Charakteren besteht, die man aus unzähligen Romanen und TV-Serien zu kennen glaubt. Doch ein gemütlicher Regionalkrimi, wie auch Covergestaltung, deutscher Titel und Klappentext suggerieren, ist *Glass Houses*, so der treffendere Originaltitel, mitnichten. Three Pines heißt der fiktive Ort, liegt unweit von Montreal und markiert für Penny nicht weniger als einen Gegenentwurf zu den Verwerfungen der Moderne. Eine – manchmal trügerische – Idylle, in der auch ihr Serienheld Armand Gamache zu Hause ist, der im Laufe der Romanreihe zum Polizeichef der Provinz Québec aufgestiegen ist.

Gamache ist ein sanfter Superheld, der Strategien gegen das Unrecht ausklügelt, eine Märchenfigur, die den unbedingten Willen zum Guten nie verliert, auch wenn sie allzu viel Böses gesehen hat. Nachdem er in früheren Büchern mit der Polizeikorruption aufgeräumt hat, widmet sich Gamache jetzt einem nicht weniger ambitionierten Projekt: dem Kampf gegen Kanadas größtes Drogensyndikat. Er entwickelt dazu einen Plan, der ihm selbst eine moralische Flexibilität abverlangt, die er eigentlich verabscheut. Ein Plan, so kühn und überraschend, dass an dieser Stelle nicht mehr darüber verraten werden kann, als dass er Gandhis Idee von einem höheren Gericht als dem irdischen mit dem Dekret des Eroberers Cortés vereint, der 1519, nach der Landung bei San Juan de



Ulúa, seine Männer anwies, all ihre Schiffe zu verbrennen.

Was das wiederum mit einer schwarz verummten Figur aus der spanischen Mythologie zu tun hat, die eines Tages in Three Pines auftaucht und wenig später ermordet wird, das enthüllt Penny nach und nach. Selbst die Identitäten von Opfer und angeklagter Person verrät sie erst spät. Die Konstruktion der Geschichte – die Handlung entspinnt sich parallel zur Zeit des Mordes und während der Gerichtsverhandlung acht Monate später – ist von schnurrender Perfektion. Fast noch aufregender ist es allerdings, den Figuren dabei zuzusehen, wie ihre moralischen Konflikte, wie Gefühle von Schuld und Reue und Rachedurst sie an den Rand bringen – und manch einen darüber hinaus.

Am Ende wird das Verbrechen aus Three Pines vorläufig vertrieben sein, doch die Erkenntnis bleibt: Es gibt keinen Ort, an dem man sich vor der Welt verstecken kann. Wer Sicherheit und Geborgenheit sucht, muss dafür kämpfen. Jede Idylle hat ihren Preis.

Louise Penny: *Hinter den drei Kiefern*.

Aus dem kanadischen Englisch von Andrea Stumpf und Gabriele Werbeck. Kampa; 496 Seiten; 16,90 Euro.

2

WÄRE JAMES M. CAIN, der sich nie als Krimiautor sah, noch am Leben, würde es ihm sehr gefallen, dass sein Name meist unterschlagen wird, wenn es um die Gründerväter der Hardboiled-Literatur geht. Der frühere Journalist fühlte sich nie derselben Liga wie Hammett und Chandler zugehörig und verachtete die Pulp-Magazine, in denen sie veröffentlichten. In Cains Romanen gibt es keine Detektive und keine Berufsverbrecher. Nur ein-

fache Menschen, die irgendwann auf die schiefe Bahn geraten. Opfer der Ökonomie, ihrer Triebe, ihrer Gier.

Einer von ihnen ist Frank Chambers, Icherzähler von Cains erstem und berühmtesten Roman, der in der Neuübersetzung *Der Postbote klingelt immer zweimal* heißt. Als das Buch 1934 in den USA erschien, wurde es umgehend zu einem skandalumwitterten Bestseller. Cains mit Sex und Mord gewürzte Geschichte eines desillusionierten Drifters traf den Zeitgeist. Die anhaltende Wirtschaftskrise hatte Millionen Menschen in den USA den Glauben an die Zukunft verlieren lassen.

Der *Postbote* wurde zur Blaupause für den Film noir der Vierziger- und Fünfzigerjahre und Cain zum Idol von Schriftstellern wie Stephen King oder Tom Wolfe. Siebenmal wurde der Roman bislang verfilmt, keine Adaption wurde ihm gerecht. Das Spannendste an der berühmten '81er-Kinofassung mit Jack Nicholson war die viel diskutierte Frage, ob die Sexszenen echt waren (natürlich nicht!), Christian Petzolds ätherische Aneignung »Jerichow« (2008) erstickte die Virilität der Vorlage.

Der Postbote klingelt immer zweimal ist der *Macbeth* unter den Kriminalromanen. Wie Shakespeare schreibt Cain über einen Mann, der, von einer Frau angetrieben, zum Mörder wird, und er tut das ebenso knapp und präzise. Sein Icherzähler ist nicht fähig zur Reflexion, und gerade der so entstehende Interpretationsspielraum macht aus einem an sich banalen Verbrechen aus Leidenschaft ein universelles, zeitloses Drama. Cain reduziert seine Geschichte radikal, Ornament war Verbrechen für ihn, sogar auf übliche Zuordnungen wie »er/sie sagte« verzichtet er. Nichts soll den rasanten Höllenritt der Figuren stoppen.

Die verhängnisvollen Ereignisse beginnen mit einem Satz, dessen schlichte Genialität längst an US-Universitäten gelehrt wird: »Gegen Mittag warfen sie mich vom Heuwagen runter.« Zehn Seiten später hat Frank das erste Mal Sex mit Cora, der Frau des griechischen Imbissbetreibers Nick, der ihn als Aushilfskraft engagiert hat. Noch einmal zehn Seiten weiter versuchen die beiden, Nick umzubringen. Von Höhepunkt zu Höhepunkt eilend, stürzt die Geschichte auf ihr Finale zu, ein Happy End für das amoralische Paar wird von Anfang an ausgeschlossen.

In seiner Neuübersetzung gelingt es dem Schweizer Schriftsteller Alex Capus, Tempo und Rhythmus des Originals ins Deutsche hinüberzuretten, die Dialoge klingen knackig und frisch wie in der Vorlage. Für Irritation sorgt allerdings Capus' Nachwort, in dem er den Roman als reine (wenn auch »verdammte gute«) Unterhaltung abtut und Cain als Autor teilweise auf »Groschenheftniveau« sieht. Nichts könnte von der Wahrheit weiter entfernt sein. Kaum jemand blickte tiefer in die Seele der Menschen als James M. Cain, und was er dort entdeckte, lässt uns auch heute noch schauern.

James M. Cain: *Der Postbote klingelt immer zweimal*.

Aus dem amerikanischen Englisch von Alex Capus. Kampa; 180 Seiten; 20 Euro.